Der dicke Schmidt.

Militär-Humoreske von Freiherr v. Schlicht.

Der Commandeur des Infanterie-Regiments von Dingsda, Oberst von Bosse, gab in den Räumen des Officierkasinos einen großen Ball, mit dem die diesjährige Gesellschafts-Saison abschloß. Er that's der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, denn er seine Person haßte alles, was Gesellschaft hieß. Man hatte nach seiner Ansicht nur Schererei und Unruhe davon und eine Stange Gold kostete das sogenannte Vergnügen auch noch. So hatte er denn gestreikt, so lange er konnte, aber schließlich hatte er den Vorstellungen seiner Frau und den Bitten seiner Tochter doch nachgegeben. Die Erstere wollte den Ball aus praktischen Gründen für ihre Tochter, die Letztere wollte lediglich tanzen und sich amüsiren. So fand der Ball statt und die Wirthe empfingen nun ihre Gäste: Mutter und Tochter liebenswürdig und heiter, der Herr Oberst aber mit einem Gesicht, das er für gewöhnlich nur dann zu machen pflegte, wenn bei dem Parademarsch in der Regimentskolonne die beiden jüngsten Lieutenants mit den Fahnenträgern trotz aller Ermahnungen nicht geradeaus gingen. Das konnte er nämlich auf den Tod nicht vertragen. Jetzt befand er sich in einer eben so schlechten Stimmung, und seine Laune wurde dadurch nicht besser, daß er beständig Hände küssen und drücken und fortwährend seiner Freude über das Erscheinen seiner Gäste Ausdruck geben mußte. In seinem tiefinnersten Innern wünschte er alle zum Teufel.

„Aber Alfred", ermahnte ihn seine Frau, eine große, schlanke Erscheinung, jetzt mit halblauter Stimme, „nimm dich doch etwas zusammen, was sollen die Gäste denken, wenn du sie mit einer solchen bärbeißigen Miene willkommen heißt."

„Du kannst ihnen ja hinterher erzählen, ich hätte Zahnschmerzen oder Magenverstimmung", gab er ebenso leise zurück. „Du weißt, ich habe kein Talent, mich zu verstellen."

In demselben Augenblick trat der Regimentsadjutant heran, der heute Abend als maitre de plaisir fungierte: „Herr Oberst, die jungen Damen werden ungeduldig. Darf ich der Musik das Zeichen zum Beginn geben?"

„Nur immer los, Weidlich, nur immer los", erwiderte der Commandeur. „Je eher daran, desto eher davon. Das heißt, ich meine — — —" verbesserte er sich, als seine Frau ihm einen strafenden Blick zuwarf. „Na, Sie kennen mach ja, Ihnen gegenüber brauche ich keine Komödie zu spielen. Also lassen Sie anfangen. Aber was ich Sie noch fragen wollte, haben Sie der Division telegraphirt und ihr mitgetheilt, daß wir für die befohlene dreitägige Schießübung nur zehntausend Patronen zur Verfügung haben?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, und die Division hat auch bereits geantwortet. Sie macht dem Regiment den Vorwurf, mit der Munition nicht sparsam genug umgegangen zu sein. Nach ihrer Berechnung müßten wir wenigstens noch zwölftausend Patronen haben?"

„Das ist ja eine schöne Geschichte", schalt der Commandeur ingrimmig. „Notiren Sie gleich, morgen Mittag um zwölf Uhr wünsche ich die Herren Bataillonscommandeure, die Herren Hauptleute und die Schießunteroffiziere im Bureau zu sprechen, und vertraulich können Sie bekannt machen, daß es ein heilloses Unglück giebt, wenn sich bei der Gelegenheit nicht herausstellt, wo die fehlenden Patronen geblieben sind."

„Aber Papa können wir denn immer noch nicht anfangen? Herr Lieutenant Weidlich, wo bleiben Sie denn nur?"

Fräulein Lisbeth, das einzige Kind des Herrn Oberst, war herangetreten und ergriff nun den Arm ihres Vaters: „Nicht wahr, Papa, die Musik darf anfangen?"

Der Herr Oberst sah das Gesicht seiner Tochter, aber selbst die freudige Erregtheit, die aus ihren Zügen sprach, war nicht im Stande, seine schlechte Laune zu verjagen: „Hast du es denn so eilig mit dem Tanzen? Na, meinetwegen fangt an, aber das sage ich Ihnen, Weidlich, wenn die Sache mit den Patronen morgen Mittag nicht in Ordnung kommt, dann giebt es mehr als ein Unglück."

Aber der Adjutant hörte die letzten Worte gar nicht mehr. Fräulein Liesbeth hatte ihn bereits mit sich fortgezogen, und gleich darauf ertönten die ersten Walzerklänge. Einen Augenblick sah der Herr Oberst dem Tanz zu, dann schritt er nach dem Spielzimmer, in dem im Auftrage des Gastgebers ein Hauptmann es übernommen hatte, die älteren Herren zu den verschiedenen Skat- und l'Hombre-Partien zusammenzubringen.

„Dann ist ja alles in schönster Ordnung", dachte der Herr Oberst, „da könnte ich ja eigentlich mich auf drei Stunden, bis zu Tisch gegangen wird, drücken und nach Hause gehen. Dort habe ich mehr als genug zu thun, hier gar nichts. Vermissen wird mich schon niemand, wenn ich in dem einen Zimmer gesucht werde, bin ich eben in dem anderen gewesen. Die Idee ist gar nicht so schlecht, ich schlage mich seitwärts in die Büsche, vorher zeige ich mich aber noch einmal ostentativ in allen Festräumen."

Und so leutselig, so heiter und so liebenswürdig, wie er den ganzen Abend noch nicht war, schritt er durch alle Zimmer, um dann mit einemmale spurlos von der Erdoberfläche zu verschwinden. Unbemerkt war er in das Billardzimmer geschlüpft! „Herrgott, ist das hier eine Finsterniß", schalt er im stillen, „warum brennt hier denn nicht eine einzige Gasflamme? Das ist ja unerhört, wie soll ich denn da die Thür finden, die auf den Korridor führt — — — nur auf diesem Wege kann ich unbemerkt fortkommen."

Er tastete im Dunklen weiter und plötzlich hätte nicht viel gefehlt, so hätte er der Länge nach auf der Erde gelegen, denn ehe er überhaupt wußte, wie ihm geschah, bekam er einen kräftigen Fußtritt.

„Au!" rief der Herr Oberst, denn der Stoß hatte ihn an einer sehr empfindlichen Stelle getroffen. Gleich darauf aber stand er unbeweglich und lauschte mit angehaltenem Athem. Gottlob, es kam niemand, sein Fluchtversuch wurde nicht vereitelt.

„Ist hier jemand?" fragte er mit halblauter Stimme.

Die Frage war überflüssig, denn der „jemand" hatte seine Anwesenheit ja deutlich verrathen, aber er fragte dennoch — — — die Antwort jedoch blieb aus.

Der Herr Oberst griff in die Tasche, holte ein Streichholz hervor, zündete eine der Gasflammen an und sah sich im Zimmer um. Und plötzlich weiteten sich seine großen Augen mehr und mehr: in einem Schaukelstuhl lag der Länge nach der dicke Lieutenant Schmidt und schlief den Schlaf des Gerechten. Er hatte sich den Waffenrock aufgeknöpft, die Halsbinde gelöst und hatte es sich so bequem wie nur möglich gemacht.

„Da hört sich denn doch aber alles auf", dachte der Herr Oberst. „Ich lade meine Officiere zum Tanzen ein und der dicke Schmidt legt sich hier hin und schläft. „Na. den will ich schnell wach bekommen."

Der Schläfer mochte errathen haben, daß er nicht mehr allein sei. Für den zehnten Bruchtheil einer Sekunde öffnete er das eine Auge ein klein wenig, um es gleich darauf wieder fest zu schließen: „Sie, Ordonnanz, machen Sie mal gleich wieder das Gas aus, das stört mich, und wenn es Zeit zum Essen wird, dann wecken Sie mich. Zu trinken können Sie mir schon eher etwas bringen, verstanden? Und nun, Licht aus."

Das klang so energisch, daß der Herr Oberst unwillkürlich den Gashahn zudrehte, so daß die Flamme erlosch. Und mit einem Male durchfuhr ihn ein Gedanke. Er hatte vorhin einen zweiten großen Schaukelstuhl entdeckt, auf dem wollte er es sich bequem machen, besser war es vielleicht doch, wenn er wenigstens noch vorläufig in der Nähe seiner Gäste blieb. Gleich darauf rückte er den Stuhl zurecht und streckte sich in demselben aus.

„Was machen Sie denn da eigentlich für einen Skandal, Ordonnanz?" frage der dicke Schmidt. „Scheren Sie sich gefälligst hinaus, ja?"

Einen Augenblick überlegte der Herr Oberst, ob er etwas entgegnen sollte, dann sagte er, einem plötzlichen Einfall folgend: „Schmidt, ich bin's ja!"

„Ach so, Sie sind's?" klang es gelassen zurück, „warum sagen Sie das denn aber nicht gleich? Den Fußtritt haben Sie weg, das läßt sich ja nun nicht mehr ändern, na, nichts für ungut."

Der dicke Schmidt mußte an dem Klang der Stimme einen seiner guten Freunde erkannt zu haben glauben, denn er fragte gar nicht weiter nach dem Namen. „Ach so, Sie sind's", wiederholte er noch einmal, „dann schlafen Sie nur. Hierher kommt kein Mensch. Na, gute Nacht."

„Gute Nacht", wiederholte der Herr Oberst, aber er schlief doch nicht. Er wußte nicht, ob er sich über seinen faulen Lieutenant ärgern oder sich über ihn amüsiren sollte. Faul war der dicke Schmidt, der that in und außer Dienst keinen Schritt mehr, als er unbedingt mußte, eigentlich war es doch ein starkes Stück, eine Einladung zum Ball anzunehmen, und sich dann hier schlafen zu legen.

„Schlafen Sie schon?" fragte der dicke Schmidt nach einer langen Pause. „Diese infame Musik macht einen niederträchtigen Radau. Na, überhaupt solch Lämmerhops, das fehlte nur noch, daß man da selbst mitspringt — — — da kann der Oberst lange warten. Und zu trinken giebt es auch nichts. Zur Strafe dafür, daß Sie mich in meinen schönsten Träumen störten, könnten Sie eigentlich einmal nach einer Ordonnanz klingeln."

Doch der Herr Oberst, der kein Verlangen darnach trug, hier gesehen zu werden, lehnte dankend ab: „Lassen wir das lieber. Daß ich Sie störte, thut mir ja aufrichtig leid. Was träumten Sie denn gerade?"

„Mir träumte, ich brauchte an der dreitägigen Schießübung, die die Division befohlen hat, nicht theilzunehmen."

Dem Commandeur fielen die fehlenden Patronen wieder schwer aufs Herz, trotzdem sagte er nur: „Schmidt, Sie sind zu faul."

„Sie etwa nicht?" fragte der andere gelassen, „das wollen Sie mir doch nicht einreden, daß Sie freiwillig mitgingen, wenn sich Ihnen nur eine Möglichkeit böte, zurücktreten zu können. Ich aber bleibe hier, ich glaube an Träume. Wie ich es anfangen werde, mich zu drücken, ist mir allerdings noch schleierhaft, aber mir wird schon etwas einfallen."

„Da bin ich aber neugierig", meinte der Oberst, und im stillen schwur er sich einen Eid, seinen Lieutenant selbst dann an der Uebung theilnehmen zu lassen, wenn dieser sich etwa krank melden sollte. Dann aber brachte er gewaltsam das Gespräch auf etwas anderes. Dienstliche Dinge hier zu berühren konnte unter Umständen doch etwas gefährlich werden. So sagte er denn: „Was meinen Sie, Schmidt, wollen wir nicht doch lieber einen Augenblick in den Saal gehen und uns dort zeigen. Einen Walzer wenigstens sind wir den jungen Damen doch schuldig. Gehen Sie voran, ich komm gleich nach."

Dem Commandeur fing dieses Tete-à-tete mit seinem Lieutenant an ungemüthlich zu werden. Wenn Schmidt seinen Vorschlag annahm, konnte auch er sich entfernen. Ihm mußte jetzt noch mehr als vorhin daran liegen, nicht gesehen und nicht erkannt zu werden.

Aber der dicke Schmidt lehnte ab: „Nichts zu machen, lieber Freund, nichts zu wollen. Ich bin vielen Leuten etwas schuldig, Gott sei es geklagt, aber den Damen einen Walzer? Nicht das ich wüßte. Und wer ist denn überhaupt von den jungen Damen da? Doch eigentlich die Liesbeth, na, Sie wissen ja, auf die lasse ich nichts kommen, die söhnt mich sogar damit aus, daß sie den Oberst zum Vater hat. Wie kommt der Mann zu der Tochter? Verstehe ich nicht."

Der Oberst hatte sich in seinem Stuhle aufgerichtet und starrte durch das Dunkel nach der Stelle, wo sich der dicke Schmidt befinden mußte. Das waren ja schöne Dinge, die er da zu hören bekam, er mußte den Mund halten, er durfte sich nicht verrathen. Daß sein Lieutenant Schulden hatte und auf ihn schalt, war ihm nicht gerade angenehm, aber daß der Faulpelz da drüben in dem Lehnstuhl sich für seine Tochter zu interessiren schien, ging ihm denn doch über den Spaß. Und mit einem Male sträubten sich dem Herrn Oberst fast die Haare. Plötzlich fiel ihm ein, wie warm seine Tochter den dicken Schmidt stets in Schutz nahm, wenn zu Hause das Gespräch einmal auf ihn kam und wenn er seinen Unmuth über den geistig zwar sehr befähigten, aber körperlich sehr trägen Officier Luft machte. Sollte seine Tochter sich etwa für den Lieutenant interessiren? Das konnte, das durfte nicht sein, und allen Gedanken, die in diesem Augenblick auf ihn einstürmten, gab er Ausdruck, indem er fast gegen seinen Willen „Lisbeth!" rief.

Da aber kam er schön an. „Erlauben Sie 'mal", klang es aus dem anderen Schaukelstuhl, „so haben wir denn doch nicht gewettet. Für Sie ist die junge Dame nicht „Lisbeth", sondern Fräulein vom Bosse, und wenn Sie etwa die Absicht haben sollten, mir da in den Weg zu kommen, wie es nach Ihrem Seufzer fast den Anschein hat, so warne ich Sie. So ohne weiteres lasse ich mich da nicht aus dem Felde schlagen, das merken Sie sich bitte."

„Na, beißen Sie doch nicht gleich", versuchte der Oberst, der zuerst überhaupt nicht wußte, was er sagen sollte, zu scherzen, „ich meinte doch nur — — — —"

„Und ich meinte ja auch nur", unterbrach ihn der dicke Schmidt, „dann sind wir uns ja wieder einig, und das ist nur gut, denn von Streitigkeiten zwischen Kameraden, besonders zwischen so alten Freunden, wie wir sind, halte ich nicht viel. Nun ist ja alles wieder in schönster Ordnung, wir wollen einmal auf Fräulein Lisbeths Wohl anstoßen, ich werde etwas zu trinken holen. Es ist hier zwar niederträchtig finster, aber den Weg zur Sektflasche werde ich schon noch finden.. Und dann soll die Ordonnanz hier Licht machen, oder haben Sie noch ein Streichholz, Bolten?"

„Also, für den hat er mich gehalten", dachte der Oberst, dann bedauerte er, nicht dienen zu können.

„Na, es geht auch so — — — verwünscht noch mal, was steht denn hier im Weze, da stößt man sich ja die Kniescheibe ein, — — — hier ist endlich die Thür, in einer Minute komme ich wieder."

Aber als der dicke Schmidt mit einer Ordonnanz zurückkam, Gas anzünden ließ und in der erhobenen Rechten triumphirend eine Sektflasche schwang, war der andere verschwunden. Verwundert sah er sich um. „Na, aber so was", sagte er, „läuft der Bolten wahrhaftig vor einer vollen Flasche davon. Na, mir kann's recht sein, ich werde schon allein mit ihr fertig."

Und bei der Flasche Schaumwein blieb er sitzen, bis eine Ordonnanz ihm meldete, daß gleich zu Tisch gegangen würde. Da verließ er seinen Schlupfwinkel und begab sich in den Saal zurück, mit einem seidenen Tuch die Stirn trocknend, als sei er vom Tanzen erhitzt. Gleich darauf gaben die Fanfaren das Zeichen, daß servirt sei, und mit Verwunderung sah der dicke Schmidt, daß Fräulein Lisbeth vergebens auf ihren Tischherrn wartete. Er eilte auf sie zu:: „Gnädiges Fräulein, darf ich Sie bitten, mir den Namen Ihres Herrn zu nennen, ich werde ihn suchen und zu Ihnen führen."

„Denken Sie sich nur, Herr Lieutenant", gab sie halb ärgerlich, halb belustigt zur Antwort, „jeder der Herren scheint angenommen zu haben, daß ich schon engagirt sei, so bin ich sitzen geblieben."

„Aber das ist ja herrlich, gnädiges Fräulein — — — ich meine, solches Glück kann auch ich nur haben. Ich sag's ja immer, es hat gar keinen Zweck, sich Hacken und Zehen abzulaufen, was der Mensch haben soll, bekommt er doch."

Er hatte ihr den Arm geboten und sie zu einem der kleinen Tische geführt, an denen das Souper servirt wurde, und plauderte in seiner heiteren Sektstimmung fröhlich darauflos.

„Wo haben Sie denn eigentlich den ganzen Abend gesteckt, Herr Lieutenant?" erkundigte sich Fräulein Lisbeth. „Ich habe oft nach Ihnen ausgesehen, aber Sie nicht ein einziges Mal entdeckt."

„Ich hatte sehr starkes Nasenbluten", log er.

Sie erhob drohend den Finger und sah ihn mit ihren schönen Augen schelmisch lächelnd an, so daß er verlegen den Blick senkte. „Das heißt", sagte er, „Nasenbluten war es eigentlich nicht, aber ich fürchtete, ich würde es bekommen, und da — — — und da — — —"

„Zogen Sie es vor, Karten zu spielen, nicht wahr?" unterbrach sie ihn.

„Wenn Sie denn die Wahrheit wissen wollen — — — ja. Aber die Wahrheit ist das eigentlich auch nicht. Ich weiß nicht, woran es liegt, es wird mir schwer, Sie zu belügen. Fragen Sie mich bitte nicht weiter, lassen wir die jüngste Vergnagenheit ruhen, genießen wir den Augenblick."

Sie stimmte ihm bei, sie freute sich, an seiner Seite zu sitzen, ihn in ihrer Nähe zu haben, und so unglücklich sie zuerst gewesen war, als Tochter des Gastgebers nicht engagirt zu sein, so froh war sie jetzt, daß Lieutenant Schmidt ihr Nachbar war.

Und wie es dem Fräulein Lisbeth ging, so ging es auch dem dicken Schmidt, er war von einer ausgelassenen Heiterkeit und beide äußerten ihren Unmuth, als schon nach einer halben Stunde die Tafel aufgehoben wurde.

„Den Tischwalzer aber müssen Sie mit mir tanzen, Herr Lieutenant."

Er stöhnte auf in unnennbarem Weh: „Muß das sein, gnädiges Fräulein?"

„Ja ja," gab sie zur Antwort.

Da fügte er sich in das Unvermeidliche. Aber als er jetzt mit ihr nach den Klängen des Walzers dahintanzte, als er ihre schlanke, graziöse Gestalt in seinen Armen hielt, als er in ihr süßes Gesicht und in ihre leuchtenden Augen blickte, als er es wagte, ihre Hand zu drücken und einen sanften Gegendruck zu verspüren glaubte, da vergaß er, daß er sich fest vorgenommen hatte, höchstens einmal „die Bahn zu nehmen". Er tanzte, bis sie ihn schließlich bat, aufzuhören.

„Das hätte ich Ihnen nie zugetraut, daß Sie ein so guter und vor allen Dingen ein so leidenschaftlicher Tänzer sind."

„Ich mir auch nicht, gnädiges Fräulein", stimmte er ihr bei. „Ich glaube, Sie allein sind die Veranlassung, daß ich plötzlich das Talent zu einem Ballettänzer in mir entdeckte. Wenn Sie gestatten, tanzen wir auch den nächsten Walzer zusammen."

Sie nickte ihm freundlich zu, und bis zum Schluß des Balles wich er nicht von ihrer Seite.

Es war sehr spät, als endlich das Fest sein Ende erreichte. Als letzte verließen der Herr Oberst und seine Dam das Kasino, aber während Frau von Bosse und ihre Tochter sich lebhaft miteinander unterhielten, saß der Oberst schweigend in seiner Wagenecke.

„Was hast du nur, Alfred?" fragte seine Frau, „du hättest doch jede Ursache über den schönen Verlauf des Balles sehr froh zu sein. Alle haben sich herrlich amüsirt, sogar Lieutenant Schmidt hat fleißig getanzt, das ist das beste Zeichen, daß Stimmung vorhanden war. Lieutenant Schmidt hat heute Abend auf mich überhaupt einen sehr netten Eindruck gemacht."

„Auf mich nicht", knurrte der Oberst, dann versank er wieder in tiefes Schweigen. Mit einemmale aber wurde er lebendig. Herrgott, wie ist es nur möglich, daß mir das erst jetzt einfällt! Der dicke Schmidt muß wissen, wo die fehlenden zweitausend Patronen sind. Als er damals hier das Wachtcommando hatte, sind sie ihm übergeben worden, und er hat es natürlich verbummelt, sie wieder abzuliefern. Na, Schmidt, freue dich, mit dir werde ich morgen einmal ein ernstes Wort reden, ich habe heute Abend überhaupt so manches gesehen und gehört, was mir an dir nicht gefällt."

„Vater", bat Lisbeth, „sei nicht so hart mit ihm, du kennst ihn nicht, du weißt nicht, wie nett er ist, viel, viel netter, als alle anderen".

„Lisbeth, darüber werde ich mit deinem Vater sprechen, nahm Frau von Bosse das Wort, und sie mußte ihr Versprechen gehalten haben, denn als der Herr Oberst am nächsten Mittag mit dem Herrn Lieutenant Schmidt auf dem Regimentsbureau sprach, war er zuerst in der Freude seines Herzens, seine Patronen wiederzuhaben, sehr milde und nachsichtig. Nach und nach redete er sich aber doch in Zorn hinein, umsomehr, als der Adjutant abgerufen wurde und er mit dem Sünder allein war: „Solche Bummelei giebt es überhaupt gar nicht wieder — — — ein Glück, daß die Patronen wieder da sind, sonst hätte ich Sie eingesperrt. Sie sind überhaupt zu träge, zu faul — — — anstatt zu tanzen, setzen Sie sich hin und schlafen, stoßen mit den Füßen, trinken Champagner, sprechen von Ihren Schulden, schelten auf Ihren Oberst, wünschen sich, vom Dienst befreit zu sehen und geniren sich nicht, zu erzählen, daß Sie in meine Tochter verliebt sind. Und einem solchen Lieutenant soll ich mein einziges Kind geben? Da können Sie lange warten."

„Ei verflucht."

Das war alles, was der dicke Schmidt voller Schrecken denken konnte, und wider Willen entschlüpften ihm diese Worte. Er hatte sich heute Vormittag bei Bolten erkundigt, warum denn der so plötzlich aus dem Billardzimmer geflohen sei, der hatte geleugnet, überhaupt dort gewesen zu sein, und seit Stunden zerbrach er sich den Kopf, mit wem er gestern zusammengesessen hatte. Nun wußte er es!

Der dicke Schmidt machte ein maßlos dummes Gesicht, und sehr intelligent sah der Herr Oberst auch nicht aus. Nun hatte er sich doch hinreißen lassen, alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Es wäre besser und diplomatischer gewesen, zu schweigen. Und so sagte er denn jetzt: „Vergessen Sie, was ich Ihnen gegenüber soeben äußerte, ich will dann auch vergessen, was ich gestern aus Ihrem Munde hörte."

„Zu Befehl, Herr Oberst," klang es zurück, „ich habe bereits vergessen, und daß der Herr Oberst ebenfalls vergessen wollen, finde ich sehr liebenswürdig. Nur eines bitte ich Sie ganz gehormsamst nicht zu vergessen, daß ich Fräulein Lisbeth liebe und glücklich sein würde, sie einst mein zu nennen."

„Sie sind nicht gescheit", rief der Oberst, „Sie sind mir viel zu dick, ein so dicker Lieutenant macht keine Carriere und einem Officier, der keine Zukunft hat, gebe ich meine Tochter nicht."

„Wenn das der einzige Hinderungsgrund ist, da bitte ich gehormsamst um sechs Wochen Urlaub nach Karlsbad. Dort werde ich schon schlank werden. Wenn der Herr Oberst gestatten, fahre ich gleich heute Abend."

Der Commandeur stand einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken, dann sagte er: „Allzu bescheiden sind Sie gerade nicht, und was sie jetzt schon Ende April in Karlsbad wollen, weiß ich nicht recht, die Witterung ist für die Kur noch nicht günstig. Aber trotzdem können Sie heute reisen, ich werde Ihr Gesuch bei den höheren Instanzen warm befürworten. Reisen Sie, und wenn Sie dünner geworden sind, und wenn Sie über mein Kind nach sechs Wochen noch ebenso denken wie heute, und wenn die Lisbeth sich dann auch noch nicht eines anderen besonnen hat, dann, na, dann meinetwegen. Die Hauptsache ist für mich, mein Kind glücklich zu wissen. Und nun danke ich Ihnen sehr, Herr Lieutenant."

Abends um sechs Uhr fuhr der dicke Schmidt auf Urlaub und in derselben Minute, in der der Zug sich in Bewegung setzte, schlug der Herr Oberst zu Hause dröhnend mit der Faust auf den Schreibtisch. Nun war der Traum des dicken Schmidt doch in Erfüllung gegangen, nun brauchte er an der dreitägigen Uebung, die die Division befohlen hatte, doch nicht theilzunehmen.

Die größte Freude.

In dem schönen Mailand lebte vor vielen hundert Jahren ein sechzigjähriger Hagestolz. Selbiger hatte seine Jugend rechtschaffen dazu benutzt, um sich ein hübsches Vermögen zu sammeln — ja, die Leute meinten, er hätte Geld wie Heu.

Wie dem auch war, der alte Carioli zeigte sich als ein kreuzbraver, biederer, gastfreundlicher Herr, und der Humor war in seinem Hause, wo man oft hinter braunen Falernenkrügen saß, ein gern gesehener Gast. — Die einzigen Verwandten und voraussichtlich künftigen Erben des alten Carioli waren zwei Neffen von ihm, von denen der eine in Bologna die Rechtskunde, der andere in Paris die Gottesgelahrtheit studirte.

Während nun der Jurist — ein leichtsinniger, durstiger und bildhübscher Junge — nur daran dachte, wo es den besten Wein gab, und unter welchem Vorwande er nächstens seinen guten Oheim wieder einmal anzapfen könne, war der Theologe ein blasser einsilbiger Mensch, von großartigem Fleiß und einem geschmeidig-höfischen Benehmen. Er brauchte niemals Geld, er pries allerwege die Tugenden des alten Carioli, er war ein Musterstudiosus — kurz, er glaubte alle Anwartschaft zu haben, seinen leichtlebigen Vetter allmählich in der Gunst des Oheims auszustechen.—

Einst waren die beiden Neffen in den Ferien bei dem wackern Oheim auf Besuch. Als die Zeit des Aufenthaltes abgelaufen war und sie den Abschiedstrunk nahmen, da stieß der alte Carioli mit ihnen an und sprach Folgendes:

„Nächsten Monat, meine lieben Neffen, ist, wie Ihr ja wohl wissen werdet, mein Namenstag. Bei diesem schönen Fest werdet Ihr freilich nicht hier sein. Aber derjenige von Euch, welcher mir an diesem Tage die größte Freude bereiten wird, empfängt von mir, wenn Ihr zum Herbst wiederkommt, hundert blanke Goldgülden ... So, nun lebt wohl!" —

Sobald der Theologe in Paris eingetroffen war, ging er an die Arbeit. Er wußte, daß ihm die Gabe der edlen Dichtkunst verliehen sei, und verfertigte einen ziemlich umfangreichen Gesang, worin er die herrlichen Eigenschaften seines theuren Oheims in den Himmel hob. Dann schrieb er das Loblied fein säuberlich auf Pergament und gab es rechtzeitig einem fahrenden Scholaren zur Besorgung mit, der gen Mittag reiste und auch über Mailand kam. —

Und der Jurist? — Leider hatte dieser treffliche Jüngling jene Abschiedsworte schon längst vergessen, und er hatte in der That Wichtigeres zu thun, als an eine Ueberraschung für den Namenstag des alten Oheims zu denken.

In einer Bologneser Taverne, im „grünen Krokodil", entdeckte er einen famosen Wein und eine famosere Kellnerin, und da saß er von früh bis spät und zechte in der Einfalt seiner Sitten, daß es nur so eine Art hatte. — Erst als die Ferien wieder winkten, fiel ihm seine Unterlassungssünde ein.

Doch leichtsinnig, wie er war, tröstete er sich bald mit der sehr richtigen Vermuthung, daß er keine Anlage besäße, seinem Oheim überhaupt eine Freude zu bereiten, und daß er die hundert blanken Goldgülden so wie so nicht bekommen hätte. —

Viezehn Tage später saßen die beiden Studenten wiederum bei dem alten Carioli am Tisch. Der Theologe, innerlich triumphirend, der Jurist tapfer dem Glase zusprechend, welches er in kurzen Pausen aus einer blinkenden Flasche füllte.

Da erhob sich der würdige Oheim, griff in seine Tasche, holte aus derselben einen schweren Beutel hervor und sprach zu dem Theologen:

„Du, mein lieber Neffe, hast mich durch Dein schönes Gedicht recht erfreut; aber diese Freude ist durch die Betrachtung vermindert worden, daß ich doch eigentlich eines so großen Lobes nicht würdig bin, wie Du es mir ertheilst! Du hingegen, lieber Neffe"; hier wandte sich der Oheim zu dem überraschten Rechtsbeflissenen — „empfange die hundert Goldgülden — denn", fuhr der alte Carioli schmunzelnd fort, „dieser Neffe hat mir zwar nicht geschrieben, aber gerade dadurch mir die größte Freude gemacht. So oft der nämlich an mich schreibt — pumpt er mich unfehlbar an." —

Ein Unterofficier als Mutter.

Daß ein wirklicher preußischer Unterofficier Stammmutter eines kräftigen, starken Geschlechtes werden konnte, dessen Nachkommen vielleicht noch heute in der Reichshauptstadt ansässig sind, bezeugen folgende zwei Publikationen in der Haude und Spenerschen Zeitung vom 1. Oktober und 17. Dezember 1816: „1. In Verfolg meiner Anzeige im 43ten Stück des laufenden Jahrgangs dieser Blätter, von den für den vormaligen Unterofficier im Kolbergschen Infanterie-Regiment Auguste Krüger, jetzt verehelichte Köhler, eingelaufenen Beisteuern gereicht es mir zur Freude, hierdurch die ferneren Beiträge bekannt zu machen, welche zu dem gleichen wohlthätigen Zweck an den Herrn Oberconsistorialrath und Probst Dr. Hanstein und mich eingegangen sind, indem ich damit den lebhaftesten Dank verbinde, wozu ich mich den Urhebern derselben für die thätige Unterstützung meiner Absicht gern verpflichtet fühlte." (Nun folgen die Namen der Geber.) Dann heißt es weiter: „Durch diese bedeutenden Beiträge hat sich der Betrag der ganzen Sammlung noch auf 559 Thaler 12 Gr. Gold und 886 Thaler 17 Gr. Courant vermehrt. Ein Theil dieser Summe diente zur Anschaffung von Hausrath, das Uebrige war in Staatspapieren angelegt. Die Besitzerin hat somit ein Capital von 1100 Thalern und das bleibende Einkommen von 44 Thalern jährlicher Zinsen — außer den von landesväterlicher Hand ihr verliehenen jährlichen Zahlungen von 72 Thalern und 50 Thalern — gesichert. Möge die Geber das Bewußtsein lohnen, auf solche Weise das häusliche Glück des kräftigen deutschen Mädchens begründet zu haben, welches jetzt als Hausfrau die Pflichten ihres Standes ebenso wacker und treu erfüllt, als es in der Zeit der Gefahr muthig und kühn die Waffen gegen den Feind des Vaterlandes geführt hat. — Königsberg, den 17. September 1816, v. Borstell, Generallieutenant und commandirender General in Preußen und Litthauen." 2. Entbindungs-Anzeige. „Es wird den Gönnern und Wohlthätern der als Heldenjungfrau bekannt gewordenen Auguste Krüger nicht unwillkommen seyn zu lesen, daß sie ihren braven Mann, den Uhlanen-Unterofficier Karl Köhler, am 13ten dieses Monats, durch die Geburt einer gesunden Tochter erfreut hat, und daß sie, als glückliche Gattin und Mutter, der, ihr gewordenen, ausgezeichneten Wohlthaten noch immer mit großer Rührung eingedenk ist. Berlin, den 16ten Dezember 1816. Auf den Wunsch des glücklichen Ehepaares." — So weit die merkwürdigen Publikationen. Wenn auch die Frauen heute die Rechte der Männer für sich in Anspruch nehmen, Soldaten wie 1813 wollen sie doch nicht werden, wenn es auch viele Heldenjungfrauen" im Kampfe gegen die Vorrechte der Männer giebt."

Die Zurechtweisung.

Der Lehrer von Heubergbachhausen ist zwar eine ganz tüchtige Schulkraft, aber ein etwas selbständiger Geist, der es mit dem Gehorsam gegen seine Oberen nicht gar so genau nimmt. So hat er denn auch heuer wieder den bewilligten Urlaub um zwei Tage überschritten. Wie das der Lokalschulinspektor, ein, äußerst gutmüthiger Mann, erfährt, da geräth er in gelinde Verzweiflung. Er fühlt sich in seiner Gewissenhaftigkeit verpflichtet, den Fehler nicht ungeahndet hingehen zu lassen, und möchte es doch nicht zu scharf machen. — Endlich glaubt er eine schlaue Art gefunden zu haben, wie das Eine mit dem Anderen sich verbinden ließe.

„Aber, Herr Lehrer," sagt er im Tone freundlicher Ermahnung, als der Ungehorsame sich zurückmeldet. „was hätte da geschehen können! Denken Sie sich, der Herr Kreisschulinspektor wäre unvermuthet gekommen und hätte mich ersucht, ihn zu einer Visitation in Ihre Schule zu begleiten! Ich wäre natürlich in meiner Ahnungslosigkeit sofort bereit gewesen. Wir hätten uns aufgemacht, wir wären angelangt — in Ihrem Dorf — in Ihrem Schulhaus — aber kein Lehrer da! ... Denken Sie, der Herr Kreisschulinspektor und kein Lehrer da!"

Der Vorgesetzte stand mit erhobenen Händen und starrte den Untergebenen an.

Dieser schwieg einen Moment. Dann meinte er mitleidig: „Ja, Herr Inspektor, da hätten Sie schön hereinfallen können!"

— Kasernenhofblüthe.— Unterofficier (zum Einjährigen, einem Kaufmann): „Moses, wenn Sie im Laufschritt etwas leisten wollen, müssen Sie immer denken: die Concurrenz kann nicht mit."

— Zu viel verlangt. Albert: „Ich bin in großer Geldverlegenheit, weißt Du mir keinen Rath?" Freund: „O ja, heirathe!" Albert: „Nein, so groß ist meine Geldverlegenheit aber nicht!"

Einzige Kinder.

Hält's schon schwer, einzelne Kinder im Körperlichen nicht zu verwöhnen, so ist es eine große Arbeit die innerliche Folgen des Verwöhnens bei ihnen zu vermeiden. Wo Geschwister sind, erziehen sie sich in vielem untereinander. Manche Fehler kommen gar nicht auf, weil's die andern nicht dulden. Eigenheiten, Empfindlichkeit, Eitelkeit, das alles reibt sich unter gegenseitigem Reden, Lachen und Spotten ab, und die Eltern haben nur dann und wann bei einem Zuviel einzugreifen. Ist nur ein einziges Kind da, fällt den Erwachsenen allein die Last der Erziehung zu, und die fortwährenden Ermahnungen fallen entweder zu dogmatisch aus oder zu freundschaftlich und verfehlen deshalb oft ihre Wirkung. Bei einzigen Kindern ist der Fehler, daß sie fast immer mit den Eltern und Großen sind, ihre Gespräche und Ansichten mit anhören und dadurch oft naseweis und altklug werden. Wie unendlich wichtig sind z. B. die Aussprüche, das Reden eines Kindes, das allein mit den Erwachsenen bei Tische sitzt — einer Schaar von Kindern wird einfach bedeutet zu schweigen. An des Einzelnen nettem Geplauder ergötzt man sich, kostet das Originelle davon auch vielleicht so weit aus, daß man den kleinen Knirps oft noch steigert, komische Dinge hervorzubringen, und man ist stolz darauf. Aber nach ein paar Jahren schon wirken dieselben Aussprüche gar nicht mehr komisch, klingen unbescheiden und anmaßend, wo man sonst lobte, sollte nun gerügt werden, und nach beiden Seiten giebt's Aerger und Mißbehagen. Das ist schwer zu vermeiden, ebenso wie ein gewisses Blasirtsein, was solche verwöhnten Einzelnen oft schon frühe ergreift.

Einsam, unfrisch, vor der Zeit alt, sind oft einzige Kinder, aber sie müssen es nicht sein, und wenn der Anlässe dazu manche da sein mögen, so genießt ein Einziges thatsächlich auch wieder manche Vortheile. Wo verschiedene Geschwister sind, ist ein Eingehen auf die Individualität erschwert. Vieles geht über Bausch und Bogen. Neid und Streit entstehen nur da, wo mehrere beisammen sind, wie auch Eifersucht und Mißgunst. Im Hause, wo ein einziges Kind nur ist, wird mehr Frieden herrschen. Die Erziehung kann eine sorgfältigere, die Schulung eine gründlichere, die körperliche Pflege eine rationellere sein als da, wo die Mittel zu all diesem dividirt werden müssen. Wenn auch wohl wenige Eltern sich so drastisch ausdrücken werden wie jener Vater, der die Geburt des zweiten Geschwisterchens dem älteren mit folgenden Worten anzeigte: „Du armes Kind, heute Nacht sind all deine Zehnerl Fünferl geworden!" so wissen wir alle wie furchtbar erschwerend oft gerade pekuniär die Sorge für mehrere Kinder werden kann. Es ist wunderbar schön, ein großer Geschwisterkreis, wo alle gesund, wohlgerathen und liebreich miteinander verkehren, wo Luft und Raum zu gedeihlicher Entwicklung vorhanden, wo die Mittel da sind, zum Weiterkommen, wo Uebereinstimmung und Frieden herrscht, auch im spätern Leben. Aber recht selten trifft das alles zu, und wer den Segen einer großen Familie kennt, weiß auch von den Schattenseiten zu sagen. Beruhigend in gewissem Sinne mag auch, oberflächlich angesehen, erscheinen, wo der Glücksbestand auf verschiedene liebe Häupter sich vertheilt und wo man sich, menschlich gerechnet, sagt, daß doch ein Theil noch übrig bliebe, wenn der Tod je ein Opfer forderte. Aber wen das namenlose Weh getroffen, daß ihm sein einziges Kind wieder abgefordert wurde, der hat wenigstens gehabt, was so viele andere gar nie besessen.

Wo aber ein einziges Kind herangewachsen ist, erzogen und heraufgebracht mit aller Quintessenz von Sorgen und Opfern, mit aller Aufbietung der nur denkbarsten Elternliebe, da hat auch ein solches ganz besondere Verpflichtungen — noch größere, intensivere als andere Kinder ihren Eltern gegenüber, denn solch ein Band muß ja besonders stark und zähe sein, wo die Fasern unzertheilt geblieben. Aber gerade dieses ausgesprochene Festgebundensein wird oft wieder als lästiger Zwang empfunden, und die Einzigen sind erfahrungsgemäß nicht immer die rücksichtsvollsten und dankbarsten Kinder, besonders da, wo die Eltern sie einst nicht um die Klippe des Egoismus herumgebracht haben!

Die gegenseitigen Verpflichtungen in einem Hause, dem nur einmaliger Kindersegen zu theil wurde, sind größere, weil concentrirtere, aber, wo sie richtig erfaßt und mit Erfolg gelöst werden, da besteht auch oft ein besonders schönes Glücksverhältniß zwischen den alternden Eltern und ihrem Einzigen.

— Schätzbare Kunst. „So, Deine Köchin ist eine so vorzügliche Person?" „Ja, die kocht meine Schwiegermutter immer binnen drei Tagen aus dem Hause."

— Kein Held. Sänger (zu einem Kollegen): „Gehen wir, da kommt mein Schneider!" Kollege: „Wie? Sie wollen ein Heldentenor sein und fürchten sich vor einem Schneider?"

— Der glückliche Ehegatte: „Heute traf ich einen Herrn, der mir sagte, er sei einstmals mit Dir verlobt gewesen." Gattin: „Was sagtest Du?" Ehegatte: „Ich gratulirte ihm."

— Ein Praktikus. Sohn: „Ach, Vater, ich will nur Maler oder Schriftsteller werden!" Vater: „Dann, mein Sohn, werde Schriftsteller. Papier ist immerhin noch billiger, als Leinwand!"